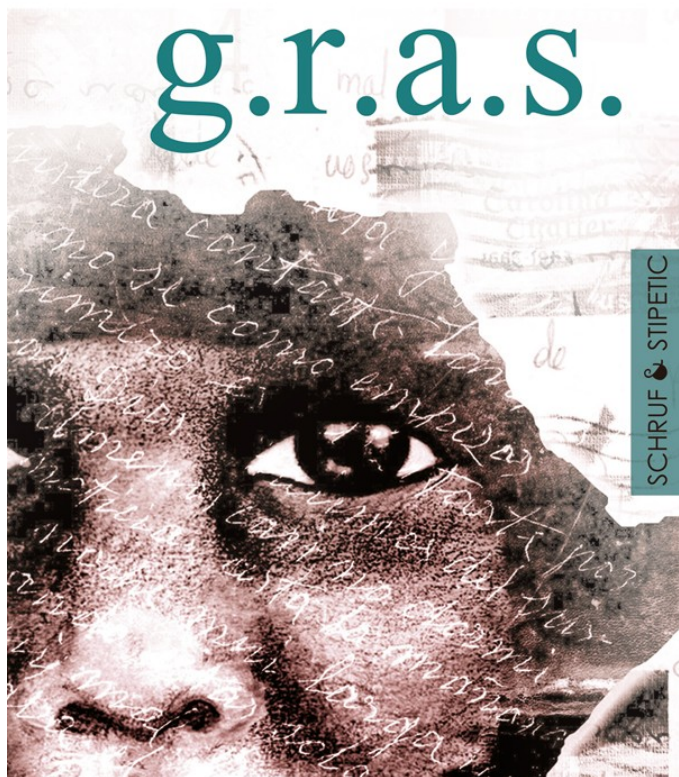


Achim Koch

g.r.a.s.



SCHRUF & STIPETIC

Achim Koch: g.r.a.s.

© Schruf & Stipetic GbR, Berlin 2018
www.schruf-stipetic.de

© Achim Koch 2015

Cover: JBC
Bildmaterial: pixabay.com

ISBN: 978-3-944359-31-1

Vervielfältigung und gewerbliche Nutzung nur nach ausdrücklicher Genehmigung der Schruf und Stipetic GbR.

Achim Koch

g.r.a.s.

SCHRUF & STIPETIC

Sababu ya watoto wangu

Wir hatten nur auf unser Wissen, auf die Naturgesetze und auf immer bedeutendere Entwicklungen und Erfolge gesetzt. Es gab nie ein wirkliches Zurück, es gab nur kleine Krisen in der Wirtschaft, in politischen Systemen, in Atomanlagen oder durch unvorhergesehene Naturereignisse.

Immer hatten wir Lösungen gefunden. Immer ging es schnell weiter voran. Bis es dann eines Tages endete und uns all unser Wissen nicht mehr zu helfen schien. Nun ersetzten fatalistische Hoffnung, neu entdeckter Glaube und tiefe Apathie den stets optimistischen und auf die Zukunft gerichteten Pragmatismus. Wären wir nicht dem Zwang des nicht abreißenden Fortschritts gefolgt, dann wären wir besser vorbereitet gewesen. Doch so stürzten wir in einen unbekanntem Abgrund, viel tiefer als andere Völker der Erde, die genügsamer geblieben waren.

Jahre gleiten hier vor sich hin, reisen ohne Zeit

Wir wussten schon seit drei Tagen, dass er kommen würde und waren gut vorbereitet. Nachrichten konnten sich bei uns pfeilschnell verbreiten: Ein Msungu ist mit dem Zug in Kibombo angekommen und sucht Niep. Niemand hätte erwartet, dass irgendwann einmal ein Weißer in diese Gegend kommen würde. Dabei hätte ich es wissen müssen. Wie hatte er mich gefunden?

Fast alle standen am Rande von Tunga und hörten, lange bevor wir etwas sahen, das laute und fröhliche Palaver aus dem Wald anschwellen. Dann entdeckten wir ihn. Er saß auf dem ausladenden Gepäckträger eines schweren, indischen Fahrrads und ließ sich den schmalen Trampelpfad entlangschieben. Das Rad hatte nur noch, was es wirklich brauchte. Die Pedale waren abgerissen, die Schutzbleche abgefallen, Lampen und Klingel wahrscheinlich verkauft. Der verbogene alte Handbremshebel diente als Haken zur Befestigung von Transportgütern.

Um den Weißen herum erkannte ich Fahrradschieber, Träger, einige Ortskundige, aber vor allem diejenigen, die sich in den Dörfern, durch die er gereist war, einfach angeschlossen hatten, zunächst sicherlich nur, um vor Ort zu erfahren, warum jemand Niep suchte. Einige hatten ihre Kinder mitgebracht oder schleppte bei dieser Gelegenheit Lasten auf dem Kopf, die vielleicht immer schon einmal nach Tunga transportiert werden sollten. Es war ein lustiger und bunter Haufen. Die Frauen trugen Pagnestoffe in kräftigen Farben und aus den gleichen Stoffen Tücher mit kunstvoll gewundenen Schleifen

auf den Köpfen. Ihre Farben vermischten sich mit denen der Männer, dem Pastell der T-Shirts und Shorts, die einmal zum hippen Leben in Europa oder Asien gehört hatten. Die fremden, verblichenen Hemden der Besucher erinnerten mich an längst verworfene Zeiten. Porträts von Madonna, Motive von Lady Gaga und Justin Bieber, Werbung für die neue C-Klasse, für Samsung oder Jägermeister, Trikots von Lahm, Messi, Bilotelli oder andere mit Sprüchen wie *Hetz mich nicht, Never say never, Sex me*. Ich allein wusste noch, was all das vor vielen Jahren bedeutet hatte. Für die Träger der Hemden hier aber war das unerheblich.

Alle gingen barfuß. Schon von Weitem winkten sie und riefen erste Begrüßungen, die aus dem Dorf laut beantwortet wurden. Den Weißen zu begleiten, war nur der Anlass. Man wollte sich wieder einmal ausführlich besuchen.

Der Mann stieg umständlich vom Fahrrad und stakte wie auf Stelzen auf uns zu. Er trug schmutzige Khakihosen, eine mit Außentaschen übersäte fleckige Khakijacke, hohe Tropentiefel aus Stoff, eine Cap auf der eindeutig DEBAKEL stand und eine viel zu kleine Brille, die in sein rundes Gesicht eingewachsen zu sein schien. Seine dunklen, langen Haare waren am Hinterkopf zu einem Zopf gebunden. Er schien weitaus jünger zu sein als ich. Vielleicht Mitte dreißig. Aber er wirkte, als würde ihm der gesamte Wald von hier bis zum Kivusee gehören.

»Karibu!«, sagte ich. »Das heißt Willkommen«, erklärte ich auf Deutsch. Und dann kam dieser dämliche Stanley-Livingstone-Satz: »Dr. Kniep Hölstenberger, I presume?«

Amisi stand würdevoll neben mir. Er hatte seine Tracht angelegt, einen kunstvoll bestickten Umhang mit vielen Federn, und trug die traditionelle Kopfbedeckung auf dem immer kahl

rasierten Schädel. In der Hand hielt er seinen schweren schwarzen Holzstab mit eingeschnitzten Tiermotiven. Um den Hals hatte er sich eine Kette gelegt, an der viele spitze Zähne hingen. Nicht allzu überschwänglich, eher ernst und vornehm, winkte er den Besuchern aus den anderen Dörfern zu. Wie immer bei offiziellen Anlässen behielt er Contenance, denn Amisi war sich seines Amtes bewusst. Ohne den Blick von unserem Besucher zu lösen, raunte er mir möglichst unauffällig zu:

»Was ist das denn für ein komischer Typ?«

Der Msungu schaute uns abwechselnd mit leicht geöffnetem Mund an. Dann reichte er mir selbstherrlich, aber mit leicht debilen Grinsen die Hand:

»Ich bin Ronald von der deutschen Botschaft.«

Während wir noch Hände schüttelten, wandte ich mich zu Amisi und blickte erwartungsvoll in sein regungsloses Gesicht. Diesen Ausdruck hatte er in Momenten größter Anspannung.

»Dieser Herr«, sagte ich zu Ronald von der deutschen Botschaft, »ist der *Chef Coutumier*, der König, wenn Sie so wollen.«

»Ich freue mich sehr, Sie kennenzulernen«, sagte er zu Amisi gewandt – auf Deutsch. Nichts geschah, bis ich merkte, dass ich ja übersetzen musste.

»Der Typ heißt Ronald, ist von der deutschen Botschaft und freut sich, dich zu sehen.«

»Frag den komischen Weißen, ob er Französisch oder Suaheli spricht«, teilte Amisi mir mit einem immer noch versteinerten, fast ablehnenden Gesichtsausdruck mit.

»Der König freut sich auch«, übersetzte ich, »und würde gern erfahren, ob Sie Suaheli sprechen.«

»Tut mir leid«, antwortete er, »aber ich spreche lediglich Französisch.«

»Er spricht nichts von allem«, wandte ich mich fröhlich an Amisi. Daraufhin rief er laut:

»Jambo!« Deshalb riefen alle um uns herum auch: »Jambo!« Und damit war die Begrüßungszeremonie zunächst einmal beendet und das Besuchsprogramm konnte beginnen.

Amisi forderte uns auf, ihn zu seiner Hütte zu begleiten. Er besaß die größte Parzelle im Dorf. Nur seine Hütte trug kein Dach aus Bananenblättern, sondern war mit einer alten, großen Plastikplane bedeckt, auf der das Symbol und der Schriftzug der UN-Flüchtlingsorganisation UNHCR zu erkennen war. Niemand schien mehr zu wissen, wie diese Plane ins Dorf und auf Amisis Dach gekommen war. Pflanzen, die aussahen wie Säulenkakteen, aber Wolfsmilchgewächse waren, fassten seine Parzelle ein. Sie dienten weniger als Zaun, sondern zum Trocknen von Amisis Zweitwäsche, die darüber ausgelegt war. Um seine Lehmhütte herum hatte er von seinen Frauen anbauen lassen, was seine große Familie zum Essen benötigte, vor allem Maniok, aber auch Süßkartoffeln, Erdnüsse und Palmölbäume. Vor seiner Hütte nahmen wir alle drei auf schiefen dreibeinigen Hockern Platz.

Auch der alte Simba kam mit seinem Papagei dazu. Er trug ein so verblichenes T-Shirt, dass nicht mehr zu erkennen war, welche Botschaft es einst verkündet hatte. Wie alle im Dorf war auch er barfuß. Er hockte sich auf den Boden vor das vom Regen ausgewaschene Fundament der Hütte. Eine von Amisis Frauen, Onga oder Inga – es waren zu viele –, bot uns Wasser und Erdnüsse an. Niemand sprach, bis der Deutsche endlich all seine Außentaschen durchgefingert hatte und einen Zettel hervorkramte, ihn umständlich auseinanderfaltete, Amisi bedeutungsvoll hinhielt und mit dem gleichen debilen Grinsen sagte:

»Bevor ich es vergesse, das ist meine *Ordre de Mission*. Wenn Sie so freundlich sein könnten, sie mir abzustempeln, zu unterschreiben und das heutige Datum einzutragen.«

Amisi hielt das Blatt in der Hand wie die vergiftete Spitze eines Pygmäenpfeils. Nahezu hilflos starrte er mich an.

»Was will der Typ von mir?«

»Du sollst das abstempeln und das heutige Datum einfügen.«

Amisi drehte und wendete das Papier endlos in der Hand.

»Ich hab' den Stempel schon seit Monaten nicht mehr gesehen und ich kenn' auch das heutige Datum nicht.«

»Steht das Datum nicht auf deiner Uhr?«, fragte ich laut und die Frauen in der Hütte begannen zu kichern. Amisi war der Einzige im Dorf, der eine Uhr trug. Sie war fast so groß wie ein Wecker, glänzte unübersehbar in auffälligem Rotgold und wurde von einem breiten, protzigen Metallband gehalten. Es war so lang, dass die Uhr um sein Handgelenk schlackerte. Alle wussten, dass sie nicht lief, denn Amisi kannte weder Zeit noch Datum, um sie zu stellen. »Mensch, Amisi«, sagte ich, »gib das Blatt Inga oder Unga und lass sie etwas Schwarzes draufdrücken. Der Typ sollte schnell wieder verschwinden. Findest du nicht auch?«

Ohne Körper oder Kopf zu bewegen, hob Amisi das Dokument hoch, hielt es hinter seinen Kopf in Richtung der Hütte und zischte laut durch die Zähne. Sofort näherte sich eine der Frauen lautlos von hinten. Ohne den Kopf zu wenden, erteilte Amisi den Auftrag so leise, dass auch ich nichts verstand.

Schweigend warteten wir, bis die Frau zurückkam und Amisi das Papier überreichte. Sie hielt es mit zwei Händen und deutete einen untertänigen Knicks an. In ihrer Wartehaltung blieb sie, bis Amisi ein Nicken andeutete. Das Papier sah perfekt aus.

»Das Datum und Ihre Unterschrift noch«, sagte der Botschaftsmann, nachdem er die *Ordre* kritisch untersucht hatte. Amisi hatte verstanden und tastete auffällig an seinem traditionellen Umhang herum, als würde er dort seit jeher einen Stift tragen. Der Deutsche half mit einem Kuli aus, auf dem DIPO KINSHASA stand.

»Haben wir heute schon den Fünften?«, fragte Amisi mich scheinbar abwesend und in betonter Langeweile.

»Haben wir heute schon den Fünften?«, übersetzte ich.

Der Botschaftsmann sah auf seine Armbanduhr.

»Nein, den Fünfundzwanzigsten.«

»Nein, den Fünfundzwanzigsten«, übersetzte ich. Aus der Hütte war wieder aufsässiges Kichern zu hören, denn in Tunga gab es keine Geheimnisse.

Amisi setzte an, um das Datum einzutragen, unterbrach sich aber und sah mich stumm und durchdringend an. Ich gab diesen Blick an den Botschaftsmann weiter, der einige Zeit benötigte, um ihn zu deuten.

»Mai«, sagte er dann, und es hörte sich fast wie eine Frage an. »Fünfundzwanzigster Mai.«

»Fünfundzwanzigster Mai«, übersetzte ich.

Amisi malte das Ergebnis umständlich über den schwarzen Fleck, unterschrieb, reichte das Papier mit einem abweisenden Blick zurück und schweren Herzens auch den Kuli. Doch der Botschaftsmann zeigte ihm seine offenen Handflächen, um deutlich zu machen, dass Amisi den Kuli behalten konnte. Der ließ ihn irgendwo auf Brusthöhe zwischen seinen Federn verschwinden, ohne danke zu sagen. Wieder sprach niemand.

»Schweres Leben hier, was?«, begann der Botschaftsmann nach einiger Zeit. »Sollte man mal ein richtiges Projekt starten.

Zur nachhaltigen ländlichen Entwicklung. Neue Anbaumethoden. Verbessertes Saatgut vermehren. Fruchtwechsel. Hier muss man ja nur den Finger in den Boden stecken und schon wächst was. Meine Güte, Sie leben hier wirklich in einem Paradies. Hier gibt es ja alles. Bananen, Ananas, Avocados, sogar Kaffee. Und dann all das Gemüse.«

Amisi sah mich fragend an.

»Das hier ist ein Paradies, sagt er«, übersetzte ich.

Bedeutsam schweigend, doch mit ausladenden Kopfbewegungen nickte Amisi vor sich hin.

»Und er meint«, fuhr ich fort, »in Tunga sollte man vielleicht mehr in die Landwirtschaft investieren und moderne Anbaumethoden umsetzen. Es sei sehr fruchtbar hier.«

Wieder das stumme und lange Kopfnicken.

»Ich bin diplomierter Agraringenieur und habe in Lubumbashi studiert«, brummte Amisi schließlich ungehalten vor sich hin.

»Weiß ich doch«, sagte ich.

»Er aber nicht«, erwiderte er. »Sag's ihm. Und sag ihm auch, dass das Gras nicht schneller wächst, wenn man daran zieht.«

»Der König findet Ihren Vorschlag hochinteressant und hat sich schon mit ähnlichen Fragen beschäftigt.«

Das Gespräch stockte wieder. Der Botschaftsmann hatte weder die Erdnüsse noch das Wasser angerührt, und Amisi fielen wie häufig bei solchen Treffen die Augen zu. Vielleicht war Anspannung der Grund dafür, vielleicht wollte er aber auch demonstrieren, wie überarbeitet und übermüdet er war. Seine traditionelle Kopfbedeckung aus zahllosen Federn und kleinen eingetrockneten Reptilien rutschte ihm über die nackte Kopfhaut bis auf den Nasenrücken. Hinter dem Wolfsmilchzaun war Getuschel zu hören.

»Ich sollte Ihnen nun unsere Hütte zeigen. In einer Stunde wird es dunkel«, sagte ich schließlich und erhob mich. Amisi erwachte aus seinem Kurzschlaf. Der Botschaftsmann streckte ihm die Hand hin und stammelte:

»Vielen Dank, zunächst mal, Herr ..., Herr König. *Aksanti*.«

Amisi blickte mich fragend an. Doch ich hatte keine Lust mehr zu übersetzen. Im Dorf begannen die Trommeln. Der Deutsche holte mich ein. Wir spazierten durch ein Spalier von Frauen, die ein vielstimmiges Begrüßungslied sangen, den Botschaftsmann dabei berührten und immer »Ronad, Ronad« sagten, vielleicht um sich den Namen zu merken. Einige, die es konnten, begannen zu trällern und rhythmisch zu klatschen, schließlich hörte man in der Savanne um uns herum und aus vielen Kilometern Entfernung auch erste Trommeln. Ihr Rhythmus veränderte sich sehr schnell. Es war eine Antwort, vielleicht eine Kommentar auf den Gesang. So flossen Nachrichten bei uns.

»Was sagen Sie?«, fragte ich Simba, der uns begleitete.

»Sie feiern mit uns und sagen, schöne Dinge wachsen inmitten der Dornen«, gab er zur Antwort.

»Was für Dornen?«

Simba zuckte mit den Schultern.

»Na, Dornen eben. Was weiß ich. Die Mühsal der Reise vielleicht. Wie soll ich das wissen, Niep?«

Ich würde nie begreifen, wie man mit Trommeln eine so komplizierte Nachricht transportieren und verstehen konnte.

Amra hatte vor unserer Hütte ein Feuer entzündet und innen ein weiteres Bett aufgestellt. In einer Kasserolle hatte sie Fleisch und Fufu vorbereitet und war dann verschwunden. Der Mann trat in die Hütte und sah sich um.

»So wohnen Sie also«, sagte er überrascht. »Lehmboden, Lehmziegel und ein Blätterdach? Und das seit Jahren schon, seit zehn Jahren. Und wo arbeiten Sie? Kein Schreibtisch, kein Labor, nichts. Nur ein altes Mikroskop auf einem wackligen Tischchen. Fast keine Bücher. Überall vergilbtes, zerfressenes Papier. Verschmutzte Reagenzgläser.«

»Was haben Sie erwartet?«, fragte ich zurück. »Das Max-Planck-Institut oder das MIT in Tunga?«

»Nein«, antwortete er, »aber ein Minimum an wissenschaftlicher Ausstattung. Sie publizieren nichts. Kein Aufsatz. Kein Forschungsbericht. Seit Jahren hat man nichts mehr von Ihnen gehört. Sie haben immer noch einen offiziellen Forschungsauftrag, der von der Weltbank bezahlt wird. Das ist Ihnen doch klar?«

»Das stimmt«, sagte ich im Rausgehen. »Worum ging es dabei noch mal?«

Er folgte mir hastig: »Grundlagenforschung zur Zertifizierung von hochwertigen Bäumen. Das wissen Sie doch genau.«

»Ich weiß«, erwiderte ich grob und zu laut. »Aber Ihnen ist ja wohl klar, dass das nur ein Vorwand war. Ich bin Botaniker und Mikrobiologe. Fachgebiet Pilzforschung. Taxonomie der Pilze. Ich bin kein Förster. Die Schaffung von Zertifizierungsgrundlagen von Baumholz zur Verhinderung des wilden Einschlagens ist überhaupt nicht mein Fachgebiet. Außerdem wird hier kein Edelholz geschlagen und verkauft. Es gibt keine Transportwege. Das haben Sie ja vielleicht auch schon bemerkt. Dieser Forschungsauftrag war unsinnig. Ein Scheingrund, ein Alibi, ein Deckmantel, um mich los zu werden, um mich möglichst weit wegzuschicken. Und, wenn möglich, für immer. Und die Weltbank, ich weiß nicht, wohin die Geld überweisen. Haben Sie hier eine Sparkasse oder eine Postbank gesehen?«

Es verletzte mich immer noch. Nach so vielen Jahren. Wie war das möglich? Hier in Tunga, tausende Kilometer und viele Jahre entfernt von Europa. Ich wusste nicht einmal, wie viele Jahre. Ich hatte sie nie gezählt. Jahre glitten hier vor sich hin, reisten ohne Zeit. Es gab keine Buchhaltung mehr über Regen oder Trockenheit. Die Jahreszeiten waren nicht mehr so klar zu unterscheiden. Leben auf einer Kurve, die ihre jährlichen Sattelpunkte hat, war hier nicht bekannt. Es fand auf einer Geraden statt, die sich irgendwo verlor. Und es interessierte niemanden, wo das war. Die Zeiteinheit hieß für mich schon lange nicht mehr Jahr sondern Tunga. Ich hatte mir diesen Ort selbst ausgesucht. Niemand konnte wissen, wo ich war. Tunga war meine Entscheidung gewesen, nicht die der Weltbank. Doch – wie selbstgerecht ich mich diesem Deutschen gegenüber verhielt!

Wir saßen am Feuer, auf dem ich das Essen aufwärmte. Amra hatte nicht nur Piri-Piri mit Fufu vorbereitet, sie hatte sogar den sandigen Hof gefegt, die gesamte Parzelle gesäubert. Der Besucher sah sich meinen Garten an. Auch ich baute an, was ich zum täglichen Gebrauch benötigte. Bei mir standen die Papaya- und Orangenbäume allerdings schnurgerade in einer Reihe. Schmale Wege trennten kleine Felder mit Maniok von Erdnüssen oder Süßkartoffeln. Alles wuchs kräftig aus dem Boden, nicht besser oder schlechter als bei allen anderen, nur etwas übersichtlicher.

Ich beruhigte mich langsam.

Warum hatte ich mich so unbeherrscht aufgeführt? Alles nur, weil hier ein debil grinsender Deutscher aufgetaucht war? Das hätte auch schon viel früher geschehen können. Andererseits wusste niemand, wo genau ich mich aufhielt. Jetzt war es nun einmal geschehen. Nach so viel Tunga.

Ich holte die Wasserkaraffe aus der Hütte, nahm Seife und wusch mir die Hände. Der Deutsche beobachtete mich und tat es mir nach. Wir saßen auf niedrigen Hockern. Ich stellte die Kasserolle zwischen uns auf den Lehmboden und begann mit den Fingern Fufu zu lösen und damit das zerschnittene Fleisch und die Soße aufzunehmen.

Der andere schaute mich etwas unglücklich an. »Sie haben nicht zufällig ...«

»Nein«, antwortete ich ein wenig zu laut. »Nehmen Sie die Finger.« Er wollte sich gerade etwas von dem Maniokkloß ablösen, als ich ihn wieder heftig anfuhr: »Rechte Hand!«

Wir schwiegen. Hühner scharrteten dicht bei uns im Sand. Der alte Simba hatte sich nur wenige Meter entfernt unter einen Mangobaum gehockt und spielte mit Kasuku, seinem Papagei.

»Kesho«, rief der Vogel. »Kesho!«

»Warum sagt er immer Kesho?«, fragte der Deutsche.

Ich schwieg lange und aß. Ich war noch nie so zufrieden mit mir und mit meiner Arbeit gewesen wie hier. Ich bin es immer noch. Und jetzt schrie ich einen an, weil er mit der falschen Hand essen wollte. Ich sollte mich zusammennehmen, freundlich sein und zusehen, dass der Mann bald wieder abreiste.

»Das heißt morgen«, antwortete ich schließlich versöhnlich. »Es ist wohl das meist gebrauchte Wort hier.«

»Und warum das meist gebrauchte Wort?«, fragte er mit vollem Mund.

»Das erklär' ich Ihnen morgen«, gab ich zur Antwort.

»Verstehe schon«, sagte er. »Was du heute kannst besorgen, das verschieb erst mal auf morgen.«

»So ungefähr. Man sollte es nicht zynisch betrachten. Es ist ein großer Luxus. Man kann ihn sich leisten.«

»Die Gegenwart ist ein Luxus?«, fragte er.

»Das Morgen ist hier nur wichtig, wenn es darum geht, sich die Gegenwart zu erhalten«, fuhr ich fort. »Die Bedeutung für das Leben liegt im Jetzt. Es gilt, die Gegenwart mit allen Poren des Körpers zu genießen, sie in sich aufzusaugen, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Glaub' schon«, sagte der Deutsche. Das Öl, von dem Amra immer reichlich zum Kochen nahm, glänzte um seinen Mund.

»Morgen könnte alles schlimm werden«, fuhr ich nach einer kurzen Pause fort. »Krankheit, Krieg, Flucht, Tod. Man baut zwar ein bisschen vor. Doch im Wesentlichen bleibt nur das wertvoll, was man gerade erlebt. Nur ein Lügner ist in Eile, so sagt man hier.«

Ich hatte schon seit langer Zeit nicht mehr so viel an einem Stück gesprochen.

Er beobachtete mich genau, achtete auf all meine Bewegungen. Und dennoch, er schaute mir immer nur kurz in die Augen. Das war neu für mich. Es fehlten ihm die offenen Augenblicke, an die ich mich in Tunga gewöhnt hatte.

Augenblick, ein deutsches Wort. Es war eigenartig, aber im Suaheli existierte es nicht einmal. Es war nicht nötig. Man sah sich offen in die Augen, weil man mit den Augen sprach. Dank, Gruß, Zustimmung, Zweifel, Besorgnis und vor allem: Du bist nicht allein. In Europa gab es Augenblicke unter Freunden. Sonst fast nur Wörter. Aber Wörter können kaum etwas über Gefühle sagen. Und wenn, dann klingt es immer hart, fremd und ausgedacht.

»Das Hier und Jetzt. Geht Ihnen das auch so?«, fragte der Mann von der Botschaft mit vollem Mund. »Ist Ihnen Zukunft auch nicht so wichtig?«

Ich ließ mir Zeit mit der Antwort.

»Mir geht's nicht immer so«, sagte ich. »Ich werde mich leider nie ganz daran gewöhnen. Und an vieles will ich mich nicht gewöhnen.«

»An was denn?«, führte er das Gespräch nach einer Pause fort und taxierte mich verstohlen.

Ich überlegte.

»Tunga ist nicht das Paradies. Ich vermissе oft den Respekt vor dem Leben, eine noch stärkere Ehrfurcht vor der Natur, vor Pflanzen ...«

»Ehrfurcht vor Pflanzen?«, fragte der Deutsche.

»Der Unterschied zu Tieren ist nicht so groß, wie viele denken«, erklärte ich. »Pflanzen reagieren wie Tiere, nur langsamer, leiser, unauffälliger. Sie haben keine Nerven, sondern Botenstoffe. Aber sie können sehen, riechen, schmecken ...«

»Und davor empfinden Sie Ehrfurcht, Herr Hölstenberger?«

»Ja«, gab ich zögernd zur Antwort. »Und ich kann mich auch nicht an ... fehlendes Mitleid gewöhnen ... zum Beispiel mit Tieren.«

»Mit Tieren«, wiederholte er leise. »Und gibt es für Ihr Problem mit Menschen auch einen Spruch in Tunga?«

Ich ließ mir wieder Zeit mit einer Antwort. Was konnte ich ihm anbieten, damit er es verstand?

»Für nahezu alles gibt es hier kleine poetische Weisheiten«, sagte ich dann. »Wie wäre es damit: Wer seinen Hund liebt, der muss auch seine Flöhe lieben.«

Er schüttelte den Kopf und lachte laut auf.

»Und was heißt Papagei?«, wollte er kurz darauf wissen.

»*Kasuku*.«

»Und Wasser?«

»*Maji*.«

»Und Reise?«

»*Safari*.«

Er suchte nach weiteren Wörtern.

»Fluss?«

»*Mutoni*.«

»Schiff?«

»*Merkebu*.«

»Freunde?«

»*Rafiki*.«

»Europa?«

»*Bulaya*.«

Zum Glück schien ihm nichts mehr einzufallen und wir schwiegen wieder.

»Und Kinder?«, begann er zu meiner Überraschung nach einer langen Pause.

»*Watoto!* Was soll das denn hier werden? Ein Suahelikurs?«, herrschte ich ihn mit einem Mal laut an. Simba blickte von seinem Spiel mit Kasuku auf. Ich spürte, wie er mir eindringlich ins Gesicht sah. »Was wollen Sie eigentlich von mir?«, brüllte ich im Aufstehen.

Er sah mich aufmerksam und kühl an. Ein scheinbar offener Blick, der kurz zu Simba wanderte und dann zu mir zurückkehrte. Ich wartete einen Moment. Dann ging ich weg.

Im Dorf saßen fast alle vor ihren Hütten und aßen. Freundlich grüßten sie, einige luden mich ein mitzuessen. Es fiel mir schwer, meine schlechte Stimmung zu verbergen. Die meisten hatten mich ohnehin schreien gehört. Schließlich kehrte ich zurück. Versonnen und scheinbar unbeeindruckt kaute der Botschaftsmann vor sich hin.

»Haben Sie sich ein wenig die Füße vertreten?«, fragte er in einem Tonfall, als wäre nichts vorgefallen. Ich setzte mich wieder hin. »Erstaunlich, dass ein so entspannter Mann wie Sie so ausrasten kann«, fuhr er fort. »Das hatte ich nicht einmal zu hoffen gewagt.«

»Also, warum, verdammt nochmal, sind Sie hergekommen?«, fragte ich etwas beherrschter.

Kasuku krächzte: »*Watoto. Watoto.*«

Wir schwiegen. Es war die kurze Zeit, in der die Vögel vor dem Schlafen laut musizierten. Ich suchte den Zusammenhang zu den Trommeln. Sie schienen den Takt vorzugeben. Ein gemeinsames Konzert. Wie immer eine Improvisation.

»Um Sie abzuholen«, sagte er plötzlich kaum hörbar in die Musik hinein und aß dabei ruhig weiter. »Sie müssen dieses Land verlassen. Sie müssen nach Deutschland zurück.«

Das Konzert war abrupt unterbrochen. Ich wäre fast noch einmal ausfallend geworden. Doch ich nahm mich zusammen.

»Dann«, entgegnete ich schließlich, »können Sie ja gleich morgen wieder abreisen, Herr Stanley.«

»Ich glaube«, fuhr er gelassen fort, »ich bleibe noch ein, zwei Tage, bis Sie gepackt haben, Dr. Livingstone.«

»Na dann ...«, sagte ich scheinbar gelangweilt, stand wieder auf, wusch mir die Hände, holte zwei Plastikbecher aus der Hütte und schenkte Wasser ein. Auch er wusch sich die Hände und fingerte wieder in seinen vielen Außentaschen herum, bis er eine Tablette Silberionen herauslöste, sie zerbrach und ein Stück davon in seinen Becher warf. Schnell fiel die Dunkelheit über uns her, als wollte sie das Gespräch zudecken. Wir blickten eine Zeitlang in das niederbrennende Feuer, bis ich es mit Sand abdeckte.

»Warum lassen Sie es nicht runterbrennen?«, fragte er.

»So haben wir morgen ein wenig Holzkohle«, erwiderte ich.

»Wissen Sie«, fragte er mich auf dem Weg zur Hütte, als wäre nichts zwischen uns vorgefallen, »dass Brasilien nach dem Wort für Holzkohle benannt ist? Das Holzkohlenland. Da wird ein ganzes Land abgebrannt.«

Ich sah ihn verstohlen von der Seite an, doch er bemerkte meinen verwunderten Blick.

»Ach, ich vergaß«, fügte er dann schnell, zu schnell, hinzu. »Sie kennen ja Brasilien. Dort hat man Sie auch gezwungen, das Land zu verlassen. Erst flohen Sie aus Brasilien, dann aus Deutschland und nun aus dem Kongo. Eigenartig. Macht Sie das gar nicht nachdenklich, Doktor Hölstenberger?«

Ich ging nicht darauf ein und zeigte ihm stumm sein Bettgestell aus Bambusstangen. Er breitete Kleidungsstücke darauf aus, um etwas weicher zu liegen und befestigte sein Mückennetz. Ich löschte die Petroleumlampe und wir begaben uns zur Ruhe. Draußen begannen die Frösche und Grillen ein neues Konzert. Der Deutsche wollte noch wissen, wie weit der Fluss Lomami vom Dorf entfernt sei.

»Zwei Kilometer«, antwortete ich wortkarg. Doch dann fügte ich hinzu: »Die Menschen hier sind keine Flussmenschen wie im Norden. Es gibt kaum Boote. Der Lomami ist gefährlich und voller Krokodile und Flusspferde.«

Nach einer langen Pause wollte ich meine Erklärung noch beenden: »Aber das ist nicht alles. Im Lomami leben auch noch bedrohliche Fische.«

»Wie die Piranhas?«, fragte er müde.

»Nein, viel größer. Fast wie ein Hai.«

»Ein Hai?«

»Der Goliath Tigerfisch, *hydrocinus goliath*, aus der Familie der afrikanischen Salmmler, eine Teleostei, ein Echter Knochenfisch, eine gefährdete Art. Steht auf der Roten Liste.«

»Noch nie gehört«, sagte er schläfrig.

»Er kann bis zu eineinhalb Meter groß werden und vierzig oder gar fünfzig Kilo schwer.«

»Ist er böseartig?«, fragte der Deutsche gähmend.

»Gefährlich an ihm sind die spitzen Zähne«, fuhr ich müde fort. »Zweiunddreißig von diesen kleinen Speerspitzen hat er im Maul. Sehen Sie sich mal die Kette von Amisi an. Das sind keine Zähne von Raubkatzen, die da hängen. Die sind vom Tigerfisch. Die Kette ist von Amisis Vorfahren. Niemand weiß, wie alt sie ist. Doch bevor Amisi sie anlegt, bittet er seine Vorfahren immer um Erlaubnis. Jedes Mal.«

»Na ja«, sagte Ronald, »wenn der Fisch auf der Roten Liste steht. Und der heißt wirklich Tigerfisch? Ich meine, in Afrika gibt es doch gar keine Tiger. Wieso wird er dann so genannt?«

»Die Belgier nannten ihn *Tigre goliath*. Sie benannten ihn wie alles andere allein aus ihrer Sicht. Hier heißt er *Mbenga*.«

Weit aus der Savanne klangen große Trommeln mit tiefen Tönen. Die Grillen zirpten jetzt noch lauter. So würde es bis zum frühen Morgen bleiben.

Brasilien kam mir wieder in den Sinn. Dort hatte ich mich zur Botanik entschlossen. In einem Camp, das wir nach Chico Mendes benannt hatten. Eine internationale Gruppe junger Studenten. Wir glaubten damals, wir könnten die Abholzung des Regenwaldes verhindern. Von den wirklichen Machtverhältnissen im Land hatten wir keine Ahnung. Und auch nicht von der Brutalität der Grundbesitzer. Das Camp wurde niedergebrannt. Viele von uns wurden verletzt. Und ich erhielt Ein-

reiseverbot für fünfzehn Jahre. Aber ich hatte für mich die Botanik entdeckt und die Pilze.

In jeder Niederlage lauert eine Chance.

Ich dachte, dieser Ronald wäre schon eingeschlafen, als ich ihn plötzlich aus der Dunkelheit hörte:

»Ihre Stimme, Hölstenberger, daran hab ich Sie sofort wiedererkannt. Nicht an Ihrem Äußeren. Sie sind zu einem sehr dünnen, unscheinbaren Mann geworden, haben keine Brille mehr mit runden Gläsern. Ihnen fehlt irgendwie dieses elegante Forscherimage, mit dem Sie damals echt Wirkung erzeugten. Und den schicken Anzug tragen Sie natürlich auch nicht mehr. Statt dessen ein zerlöcherntes Hemd und einen Vollbart wie einer der Missionare auf alten Fotos. Aber Sie sind immer noch begeistert von Ihrer Biologie.«

Aufmerksam hörte ich zu.

»Wissen Sie, dass ich alle Folgen von LEBEN gesehen habe. Immer wieder. Schon als Jugendlicher. Vor allem die erste, später die über Wissen und Handeln und dann Ihre letzte Reportage. Die ist unvergesslich. So etwas hat es nie wieder gegeben. Ist Ihnen eigentlich klar, in welcher Weise Sie damals meine Generation beeinflusst haben, Dr. Hölstenberger? Und mit welcher Suggestion? Ich habe alle Sendungen bei mir zu Hause auf dem Rechner. Sie waren unser Held, Kniep Hölstenberger. Wegen Ihnen wurden Freunde von mir Ethnologen, Mikrobiologen, Biochemiker oder Ärzte. Wegen Ihnen bin ich in den diplomatischen Dienst gegangen. Sie haben also selbst Schuld, dass gerade ich es bin, mit dem Sie nun von hier fliehen müssen.«



der trügerische Zustand der Schwebel

Die Idee war genial gewesen. Und sie stammte nicht von mir. Geniale Ideen waren immer von Vermehren gekommen, meinem Doktorvater am Botanischen Institut, dem Biozentrum. Er war das Genie. Ich war nur seine Stimme.

Ihm blieb damals schon keine Zeit mehr für die Forschung und auch nicht für die Lehre. Er hielt sich kaum noch im Institut auf. Seinen Platz hatte er mir vermacht. Nicht offiziell, denn wir waren zwar beide Botaniker, doch mein Spezialgebiet war die Pilzforschung, die Mykologie. Victor Vermehren war Evolutionsbiologe und Ökologe und damit weit über die Botanik hinaus spezialisiert. Als er seine Arbeit in der FAO, der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen aufnahm und später dann zusätzlich den Internationalen Verband zur Erforschung von Nutzpflanzen, ICRCP leitete, war er zum Politiker geworden, ein Vertreter der Bio-Macht. Er war Mitglied im Umweltrat der EU, schrieb Bücher und Artikel. Vor allem aber reiste er durch die Welt. Konferenztourismus nannte er es. Sein ökologischer Fußabdruck war riesig. Im Biozentrum hatte er immer noch ein Büro, in dem ich seinen Mailordner pflegte, ihm Post an seine aktuellen Adressen nachsandte und neben meiner Forschung an der mikrobiologischen Klassifizierung von Pilzen den Betrieb aufrechterhielt.

Wir telefonierten meist einmal in der Woche, und obwohl ich nicht sein Assistent, sondern eher sein Freund war, delegierte der Professor ständig neue Aufgaben an mich.

Meine Tage, meine Wochen waren ohnehin immer gleich. Ich fuhr morgens mit dem Rad ins Institut, blieb acht, zehn, manchmal zwölf Stunden, kehrte zurück, kaufte ein, besuchte meine Freunde im Haus, las, hörte Musik. Nur die Wochenenden unterschieden sich ein wenig.

So begann ich, zunehmend Artikel für meinen Freund Vermehren zu schreiben, die er immer häufiger, ohne sie zu redigieren, übernahm, nachdem er mir den meist überraschend genialen Leitgedanken zuvor gemailt hatte. Später schickte er mich sogar in die Öffentlichkeit, wenn er verhindert war. Zunächst hielt ich auf Konferenzen kleine Reden, die wir als seine eigenen ausgaben. Schließlich nahm ich für ihn an einigen Interviews teil, denn die für viele frappierenden, oftmals kurios anmutenden, aber einleuchtenden Gedanken des Professors konnte ich mühelos wiedergeben.

Eines Abends rief er mich zu Hause an. Er saß an seinem Schreibtisch in Rom.

»Pass auf, Kniep. Ich hab nur drei Minuten. Der Sturm auf den Balearen. Hilfsmaßnahmen, Gelder usw. Das geht noch die ganze Nacht durch. Die bisher größte Katastrophe in Europa. Menorca, Mallorca und Ibiza sind stark betroffen. Auch viele deutsche Opfer. Da ist heute eine Talkshow über die Ursachen des Unglücks. Ich hab dich schon angekündigt. Livesendung, 21 Uhr. Die geht online. Du musst um 19 Uhr im ARD-Studio sein. Ist wichtig. Bist du noch dran?«

»Ja, aber ...«

»Da sitzt so'n Wirtschaftsfritze aus der EU. So'n Lobbyist von der Chemie. Den lässt du einfach reden. Geh auf dieses Greenwashing am besten gar nicht ein. Sei konkret, aber nicht

faktisch. Fakten vergessen die Menschen sofort. Ob das jetzt drei oder dreizehntausend Opfer waren, weiß morgen keiner mehr. Beschreibe die Kettenreaktion, die aus der Folge von Dürre, Bränden, Wirbelsturm, Regen entstand. Und vor allem das Ausfallen der Rettungsmaßnahmen, den Mangel an Trinkwasser, die Sorgen der Eltern um ihre Kinder, die fehlende ärztliche Versorgung. Achte auf die emotionale Ebene. Erst dann werden die Leute wach. Und geh an die Ursachen.«

»Verstanden.«

»Gut, dann sitzt da so'n Regierungspolitiker aus so einem reaktionären Ökoverein. Den lässt du auch reden, aber unterbrich ihn richtig hart, wenn er das Wort Umweltkrise, Klimawandel oder Energiewende in den Mund nimmt. Natur hat keine Krise. Sprich von Verharmlosung, Zukunftsblindheit und besteh auf die Begriffe Katastrophe und Kollaps. Immer wieder. Was er auch sagt. Da kannst du gern ein wenig die guten Umgangsformen verlassen. Aber mach es charmant. Du kennst die Richtung. Es geht nicht mehr um einzelne Beeinträchtigungen, wie die es immer darstellen, sondern um das gesamte Lebenssystem, stimmt's?«

»Klar.«

»Wichtig ist, immer wieder zwischen natürlichen und unnatürlichen Naturkatastrophen zu unterscheiden. Weißt du ja. Wird immer noch vermischt. Das Problem der Balearen ist anthropogen. Aber vermeide Fremdwörter. Sag also einfach, die Katastrophe sei menschengemacht, ein Ergebnis der Klimaveränderungen usw. Okay?«

»Glaub schon.«

»Gut. Ich muss wieder zurück. Noch zwei Sachen. Da sitzt noch einer vom Umweltverband. Eine NGO. Dem stimmst du

immer zu. Es sei denn, er redet totalen Blödsinn. Du brauchst mindestens eine Fünfzig-Prozent-Mehrheit. Am Schluss darfst du dann noch einmal kurz sprechen. Eine Art Resümee. Damit musst du die Moderatorin und auch die Zuschauer kriegen. Und das machst du mit folgendem Satz: Wir fragen nicht mehr, ob wir die Götter und damit das Wetter beeinflussen können, sondern ob wir uns selbst beherrschen und damit auch das Wetter kontrollieren können. Ist nicht von mir, sondern von Friedman, aber nicht schlecht. Wahrscheinlich auch abgekupfert. Musst du dir das noch aufschreiben?«

»Nee, ist schon gut.«

»Na, also, Kniep. Das wird schon. Aus dir machen wir noch 'nen richtigen Profi. Du weißt ja: Wissen und der Gebrauch von Wissen ist nicht das Gleiche. Mach's gut.«

»Tschüss Victor.«

Eine Woche nach dieser Talkshow wollten wir uns die Sendung in der Wohnküche von Aydan gemeinsam ansehen. Wir wohnten in der zweiten Etage eines ehemaligen Lager- und Fabrikhauses mitten in der Stadt. Das alte Haus lag idyllisch und ruhig in einem großen, baumbewachsenen Hinterhof. Um uns herum waren neue, teure Wohnungen und Geschäftshäuser entstanden. Meine Wohnung war wie die meines zweiten Nachbarn Janek von Aydans großer Etage abgetrennt. Janek und ich hatten die kleinen Lofts von ihr gemietet. Eigentlich von Sachmann, ihrem Mann, der vor einigen Jahren mit großformatigen Rostbildern für kurze Zeit reich geworden war. Er hatte das alte Haus damals gekauft. Obwohl ihm in dieser Gegend schon mehrfach horrend Summen angeboten worden waren, weigerte er sich zu verkaufen. So würde es wahrscheinlich immer bleiben.

Wenn man die Etage betrat, konnte man in jede der drei Wohnungen gelangen, ohne je eine Tür verschlossen zu finden. Doch meist trafen wir uns bei Aydan in der Wohnküche, in der Zentrale, wie Janek sie nannte.

Als ich an diesem Abend in die Küche trat, stand Aydan in einem mit Blumen übersäten Kleid an ihrem Herd. Eine Sommerwiese. Durch die alten, vom Kochen leicht beschlagenen Fabrikfenster fiel Sonnenlicht. Ich grüßte Aydan, küsste ihren zarten Nacken und strich über ihr kurzes Haar, in dem das erste Grau zu sehen war. Alles an ihr war zart. Sie wandte sich um und lächelte mir zu. Oft verständigten wir uns wortlos. Ein Gesichtsausdruck, ein Lächeln von Aydan, und ich wusste, was sie dachte, was sie mir sagen wollte. Ebenso ging es ihr mit mir.

»Strahlend wie der Mond«, flüsterte ich ihr die türkische Bedeutung ihres Namens zu. Ich sagte das fast täglich zu ihr und sie mochte es. Manchmal dachte ich sogar, dass sie es brauchte, denn von ihrem Mann konnte ich mir keine Zärtlichkeit, keine Komplimente vorstellen.

In der Küche lag der Duft von Knoblauch und Gewürzen. Vor dem letzten verbliebenen Rostbild Sachmanns standen Schalen und Schüsseln, Teller, Tee- und Weingläser auf dem Tisch.

»Weißt du eigentlich«, fragte ich Aydan, »warum dein Mann dieses Bild dort an der Wand nicht verkauft hat?«

Sie drehte sich kurz zu der großen Eisenplatte um, als hätte sie vergessen, was dort hing. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht.

»Die schwebende Feder«, sagte sie von mir abgewandt, während sie am Herd arbeitete.

»Na ja«, fuhr ich fort, »bei den hohen Summen, die Sachmann damals für seine großen Rostbilder erhalten hat, hätte er dafür doch auch sehr viel Geld bekommen können.«

Wieder sah sie sich um, blickte ein wenig so, als wäre sie er-
tappt worden, als werde sie gezwungen, jetzt zum ersten Mal
etwas Wahres zu sagen. Als habe sie es befürchtet. Sofort hatte
ich das Gefühl, zu weit in sie vorgedrungen zu sein.

»Ich glaube, er mag dieses Bild.«

Warum sollte sie mir das nicht erklären können? Weil sie
etwas von Sachmann offenbart hatte, von einem Mann, der sei-
ne Gefühle nie zeigte, außer vielleicht in seinen Bildern? Doch
Aydan beschäftigte sich wieder am Herd.

Ich sah mir das Bild zum ersten Mal genauer an, denn ich
hatte es bisher nicht wirklich wahrgenommen, obwohl oder ge-
rade weil es sehr groß war. Es fügte sich so unauffällig an die
Wand wie eine Tapete. Aber es nahm die halbe Küchenwand
ein und musste sehr schwer sein. Sachmann hatte den Hinter-
grund in einem Ultramarinblau lackiert. Anschließend musste
er die fallende Feder aus diesem Hintergrund herausgeflext ha-
ben, um das freigelegte, glänzende Stahlblech dann rosten zu
lassen. Der Rost hatte der riesigen Feder verschiedene Schattie-
rungen gegeben. An manchen Stellen war sie hellbraun ge-
blieben, an anderen hatten sich dunkelbraune, fast schwarz-
blaue Rostblasen gebildet. Über allem hing der Schein hellblauer
Farbpigmente.

»Wie viel hätte er damals wohl dafür bekommen?«, fragte
ich unverfänglich.

Aydan ließ sich Zeit.

»Es ist das letzte Blech, an dem er mit Rost gearbeitet hat«,
antwortete sie schließlich. »Er hat dafür Essigessenz verwendet,
und die Wohnung hat ständig danach gestunken. Eines Tages
war der Geruch dann verschwunden. Für das Bild hätte jemand
vielleicht zwanzig-, vielleicht dreißigtausend bezahlt.«

Überrascht trat ich noch einen Schritt von der Wand zurück. Erst jetzt bemerkte ich, dass das Blau in die Küche hinein reflektierte, sie kaum wahrnehmbar einfärbte, so wie das Meer auf Griechenland abtönte. Eigenartig, dass es mir nie zuvor aufgefallen war. Dieser Eindruck und der Geruch der Gewürze verzauberten Aydans Küche in das, was ich vorher niemals hätte in Worten ausdrücken können. Es war ein mediterraner Ort.

»Als Sachmann sich weigerte«, sprach Aydan in ihre Töpfe hinein, »neue Bilder auf Blech herzustellen, stiegen die Preise nochmals an. Allerdings nur zum Vorteil der Sammler und Spekulanten. Ihm war das egal. Er stellte nie wieder eines her.«

Die Schiebetür zum Atelier stand offen. Weit hinten brannte eine Lampe.

Warum erzählte sie mir nicht mehr über Sachmann selbst? Stattdessen sprach sie über Sammler und Spekulanten. Ich erinnerte mich an keine Situation, in der wir nicht offen miteinander sprechen konnten. Auch jetzt wollte ich es nicht akzeptieren. Ich zögerte nur einen Moment.

»Warum hast du gesagt, dass er dieses Bild mit der Feder besonders mag? Mochte er die anderen nicht so sehr?«

Aydan wischte sich Arme und Hände gründlich an einem Geschirrtuch ab, als müsse sie die Antwort erst noch formulieren. Dann wandte sie sich mir wieder zu. Ihre schwarzen Augenbrauen kringelten sich in die Stirn hinein. Sie stellte sich. Nun konnten wir offen sprechen.

»Du kennst doch Sachmann. Er hat nie erklärt, warum er keine Rostbilder mehr macht. Er beendete es einfach. Aus! Trotz des vielen Geldes. Er sitzt allerdings oft vor der schwebenden Feder und betrachtet sie. Stundenlang. Deswegen glaube ich, dass er sie besonders mag. Aber ich weiß es nicht.«

Das war nicht alles, was sie mir über Sachmann hätte sagen können. Ich nahm mir einen Stuhl und setzte mich ebenfalls vor das Bild.

Was mochte Sachmann gefühlt haben, als er es malte, und was mag heute in ihm vorgehen, wenn er es immer wieder betrachtet? Stundenlang immerhin. Die Feder eines Vogels hatte sich gelöst und schwebte im freien Spiel der Thermik durch den Raum.

»Denkt er an Vergänglichkeit, Aydan?«

Mit dem Rücken zu mir hob sie ihre zarten Schultern.

»Ich weiß es nicht, Kniep. Frag ihn selbst.«

Ich ging ins Atelier. Holz-, Gips-, Schiefer- und Blechplatten, Äste und Baumwurzeln, Bretter mit verschiedenen, abblätternen Farbresten, Leisten, leere und gefüllte Eimer, Kartons, Schläuche, Rohre, Kacheln, Rollen alter Plakate, die von Werbeflächen herabgefallen waren. Sachmanns Welt. Es strömten immer der Geruch von Farben, Klebern, Nikotin und ein Hauch meist klassischer Musik aus dem Raum.

Ich versuchte, weiter in das unübersichtliche Atelier vorzudringen, und hörte, weit entfernt von der Lampe, eine traurige Musik herüberklingen.

»N'Abend, Sachmann.«

Keine Reaktion.

Ich tastete mich vor und erkannte nun kleinere Eimer, Tuben, Dosen, Gläser mit Farbpigmenten, Werkzeuge, Spachtel, Schaber, Malmesser, flache, spitze, schräge und gefächerte Pinsel. Eine Werkstatt. Aber auch ein seit Jahren vernachlässigter Dachboden. Scheinbar unaufgeräumt und vergessen. Sachmann selbst war ein Sammler. Er hatte Haufen aufgeschichtet: Kronkorken, Eislöffel, Knöpfe, lange rostige Nägel ... Ich entdeckte sogar einen kleinen Haufen alter SIM-Karten.

Ganz am Ende des Raums, vor den großen Fabrikfenstern, die auf dichte, grüne Laubbäume blickten, saß Aydans Mann in gebückter Haltung auf einem schäbigen Stuhl und sah konzentriert durch eine große Lupe auf eine Leinwand, auf die er mit spitzem Pinsel kleine Punkte setzte. Das Vergrößerungsglas sah aus wie die großen Lupen, die Uhrmacher benutzten. Es war sogar beleuchtet. Sachmanns lange graue Haarsträhnen rutschten vor das Glas, und mit der Rückseite des Pinselstiels versuchte er sie wegzukämmen, bis sie doch wieder nach vorn fielen. Das Licht aus dem Vergrößerungsglas reflektierte auf seiner schiefen, altmodischen Brille und ließ die faltigen Züge seines Gesichts hervortreten. Er trug einen alten Seemannspullover und Jeans, übersät mit Farbflecken. In einem Mundwinkel klebte eine erloschene Zigarette. Neben ihm standen eine leere Flasche Rotwein und ein leeres Glas.

»N' Abend, Sachmann.«

Er ignorierte mich. Er ignorierte mich passiv, indem er ohne Verzögerung weitermalte.

Ich dachte zunächst, ich hätte ihn in einem Prozess gestört und er würde bald eine Pause einlegen. Doch Sachmann malte ohne Unterbrechung weiter. Punkt für Punkt. Ich sah ihm fasziniert zu und erkannte, dass nicht das geringste Zittern seiner Hände wahrnehmbar war. Er arbeitete mit stummer Akribie. Fast mechanisch nahm der Pinsel grüne Farbe auf und tupfte sie auf Stellen der Leinwand, die weniger als einen Millimeter voneinander entfernt lagen. Die gleichmäßigen Bewegungen einer Maschine. Sachmann war eine Malmaschine. Besessen. Sprachlos. Leise und behutsam zog ich mich zurück, als müsste ich vergessen machen, dass ich mich ungebeten einem intimen Ort, Sachmanns geheimer Welt, genähert hatte. Diese ver-

schlossene Welt war vielleicht der Grund für Aydans Blick gewesen. Hier und vielleicht nur hier fühlte Sachmann. Litt Aydan darunter? Sie würde es nie verraten. Doch, vorhin hatte sie es vielleicht kurz gezeigt. Vorsichtig ging ich durch den halbdunklen Raum zurück zum Licht der Küche und hörte von dort Stimmen.

»Willkommen in der Zentrale«, rief mein Nachbar Janek mir zu. Er saß immer auf dem gleichen Stuhl. Janeks Stuhl. Eigentlich lag sein langer, schlaksiger Körper darauf. Am Strand, am Mittelmeer. Immer in einem verknitterten und vergilbten Hemd, als hätte er nur das eine. Er plapperte eher auf Aydan ein, als dass er sich mit ihr unterhielt. Seine blauen Augen funkelten dabei, und der kahle Kopf bewegte sich wie eine Angelpose, wenn die kleinen Fische am Köder picken. Wie oft schon hatte Aydan befürchtet, dass der Stuhl eines Tages unter Janek zusammenbrechen würde.

»Erst waren es ein paar Millionen, die die EU für die Reparatur der Umwelt plante, dann ein paar Milliarden. Dann hundert Milliarden. Na, Millionen waren ja nicht so schlimm. Verstehst du? Aber Milliarden ... Kostet Natur wirklich so viel Geld? Wie kommt das? Wieso muss man jetzt Milliarden für die Umwelt investieren? Ja, warum wohl? Und von wem kommt das Geld? Von denen, die für das Schlamassel verantwortlich sind? Sind wir das alle im gleichen Maße? Wie kann man jemandem die Kosten eigentlich zurechnen? Denn nun, peng, wird ganz vorsichtig das Wort Billionen in den Nachrichten erwähnt. So ganz am Rande. Fast geflüstert. Die EU müsse zukünftig jährlich eine Billion investieren, um die zerstörte Umwelt zu retten. Hallo, hätte man das nicht günstiger haben können?«

Aydan zog die Augenbrauen hoch und sah mich fragend an. Ich verneinte und deutete ein Kopfschütteln an. Ihre Schultern hoben sich leicht, als habe sie vorhergesehen, dass es zu keinem Gespräch mit Sachmann kommen würde.

Dann zündete sie die Kerzen auf dem Tisch an und ich betrachtete wieder Sachmanns Feder, die durch das Kerzenlicht noch stärker hervortrat, plastischer erschien.

Vielleicht war es auch der Widerspruch zwischen dem schweren Stahlblech und der behaupteten Leichtigkeit der flaumigen Feder, die Sachmann beschäftigte. Oder der trügerische Zustand der Schweben? Das scheinbar Unentschiedene dieses Zustands mit all seinen kommenden Möglichkeiten und Unmöglichkeiten? Oder dachte Sachmann über den Zufall nach, der die Feder gerade jetzt an dieser Wand vorbeisweben ließ? Er war der Schöpfer. Dachte er also über sich nach? Konnte man Sachmanns Bilder überhaupt mit Sachmann erklären? Dann würden sie sich mir niemals erschließen. Sie mussten in mir eigene Empfindungsschichten öffnen, die darüber hinausgingen, dass eine rostige Feder vor mir schwebte. Was es auch war, es war Sachmann gelungen, meine Gedanken anzuregen. Erstaunlich.

Janeks Stimme erreichte mich wieder.

»Ich meine, stell' dir das mal in Fünfhunderterscheinen vor, Aydan. Das ist doch ein Wahnsinn. Ist zwar nur Papier. Aber das müssen doch Unmengen Bäume sein. Wieso drucken die nicht Tausender oder Zehntausender. Macht doch viel mehr Sinn, nā. Könnte Sachmann sogar Supermotive für die Scheine entwerfen. Ne Müllhalde zum Beispiel, einen abgeholzten Wald oder ein paar tote Fische. Der malt doch solche Sachen.«

»Wie läuft's denn so bei *EcoPlan*, Janek?«, unterbrach ich ihn. Ein kurzes, fast nur angedeutetes Lächeln von Aydan traf mich.

»Okidoki«, tönte Janek.

Wir hatten uns im Studium kennengelernt. Er war Nutzpflanzenbiologe und hatte ebenfalls bei Victor Vermehren studiert. Vor allem aber war er unser Fachschaftssprecher gewesen, später der Sprecher der Fakultät, weil er das am besten konnte. Mit ihm war ich vor einigen Jahren bei Aydan eingezogen. Gemeinsam hatten wir unsere beiden kleineren Lofträume renoviert. Doch sein Holzboden, die Wände und die starken Balken waren nur zur Hälfte gestrichen. Auch Möbel hatte er sich nicht besorgt, sondern nur das Wenige in den Raum gestellt, was er besaß. Eigentlich nur eine Matratze. Er konnte es nicht erklären, versprach aber seit Jahren, die Renovierung seines Raumes bald zu beenden. Doch statt zu renovieren, verbrachte Janek die Abende und die meisten Wochenenden bei Aydan in der Küche.

Nach dem Studium war er bei Vera Vermehrens digitaler Datenbörse *EcoPlan* eingestiegen. Sie hatte die Firma mit ihrem Vater gegründet und sammelte wissenschaftliche Daten und Veröffentlichungen in aller Welt, um sie wiederum dem Wissenschaftsbetrieb zur Verfügung zu stellen. Die Informationen in den Naturwissenschaften waren für viele Forscher unübersichtlich geworden, und so hatte *EcoPlan* Abonnenten auf der ganzen Welt gewonnen. Janek war zuständig für alle neuen Informationen aus dem Bereich der Biologie.

»Aber die Arbeit reißt nicht ab, Kniep«, fuhr er fort. »Ihr könnt euch nicht vorstellen, welche Datenmengen inzwischen im biologischen Fachbereich zusammenkommen. Eine totale Überschwemmung ist das, 'ne Datensintflut quasi.« Aus seiner liegenden Haltung drehte er sich nun zu Aydan: »Das Problem ist doch, was die Biologie eigentlich ist.«

Er legte eine kurze Pause ein, wie um Aydan eine Antwort zu ermöglichen, doch sie ging nicht darauf ein, denn wir wussten, dass Janek das gar nicht erwartete.

»Ich mein jetzt mal nicht den Scheiß, den wir in der Schule gelernt haben«, setzte er wieder an. »Das war Kinderkacke. Nein, was ist Biologie? Das ist heutzutage die zentrale Frage. Die Wissenschaft des Lebendigen. Nicht nur dessen, was atmet. Alles Lebendigen.«

Für seine Vorträge ging Janek weder der Stoff aus, noch die Fantasie, um Themen von allen absurden Seiten her zu beleuchten. Oft erschien es mir, als müsste er so viel sprechen, um vorhanden zu sein. Er ließ sich auch unterbrechen oder zu einem anderen Thema verführen. Wichtig war ihm nur, dass er sprechen konnte.

»Biologie ist inzwischen zu einer Suprawissenschaft geworden, verstehst du, Aydan?«

Sie arbeitete weiterhin am Herd ruhig vor sich und zeigte keine Reaktion. »Hier, Knieps Spezialgebiet, die Mikrobiologie. Das ist Chemie, das ist Pharmazie, das ist alles. Oder Ökologie wie bei Vermehren, nä. Das ist doch alles Biologie.«

»Müsste die Frage dann nicht lauten, was nicht Biologie ist, Janek?«, unterbrach Aydan.

»Das mein ich doch, Aydan. Genau das. Und kannst du dir vorstellen, was für eine Riesenverantwortung ich als Biologe deshalb bei *EcoPlan* habe?«

Die Rollen waren verteilt. Während Janek über nahezu jedes Thema sprechen konnte, hörte Aydan zu oder stellte manchmal kleine Fragen. Ich hatte eher einen Beobachterstatus. Und mir gefiel diese Rolle, denn ich konnte bei mir sein. So konnten in Aydans Küche Stunden vergehen.

»Ist Meteorologie auch Biologie?«, fragte sie.

»Aber klar«, fuhr Janek fort und zappelte weiter auf seinem Stuhl herum. »Sieh mal, wenn sich die Erde um, sagen wir mal, null Komma zwei Grad erwärmt, was passiert dann mit den Korallen? Das sind übrigens keine Pflanzen, wie viele immer noch glauben ...«

»Was passiert dann mit den Korallen?«, unterbrach Aydan ihn in allergrößter Ruhe.

»Die sterben ab, Aydan. Riesige Korallenbänke veröden. Und wo soll dann das CO₂ hin, wenn das Wechselspiel mit den Algen nicht mehr funktioniert? Es steigt auf und die Erderwärmung nimmt weiter zu. Nee, die Übergänge zwischen den Wissenschaften sind noch nie so fließend gewesen wie heute. Und die Biowissenschaft steht im absoluten Zentrum aller Naturwissenschaften. Da gibt es keinen Zweifel, denn ...«

Zum ersten Mal unterbrach Aydan ihre Arbeit und wandte sich Janek zu: »Was machen dann eigentlich all die anderen bei *EcoPlan*?«

»Na ja«, antwortete Janek, »wir sind inzwischen achtzehn Leute und jeder hat so seinen Bereich, ist doch klar, nä. Vera hat jetzt eine ehemalige Autowerkstatt gemietet und baut sie weiter aus. Das sind jetzt richtig schicke Büros geworden, Aydan. Musst mal vorbeikommen.«

Aydan sah Janek weiter an: »Und in welchen Bereichen arbeiten die anderen? Vera zum Beispiel?«

»Sie macht die Demografie«, erklärte Janek, »und die Geschäftsführung. Ihr gehört ja der Laden. Und dann haben wir noch Zoologen, Biochemiker, Anthropologen, Mediziner, Meeresbiologen, Botaniker ... wir haben jetzt sogar einen Mikrobiologen bekommen.«

Aydan hob die Augenbrauen und sah ihn erstaunt an. Ich sah Aydan an. Auch Janek blickte scheinbar verblüfft über sich selbst zu ihr hinüber und verstummte kurz. Nun hatte er selbst gemerkt, dass bei *EcoPlan* wohl doch noch andere Biologen arbeiteten.

»Na dann«, sagte Aydan schließlich, »ist es doch gerade notwendig, dass einer bei *EcoPlan* über fundiertes Allgemeinwissen verfügt. Ich hoffe, du hast sie alle unter Kontrolle.«

»Da kannst du aber sicher sein«, erwiderte Janek und schwieg dann überraschenderweise.

Aydan verteilte auf dem Tisch kleine Schalen mit türkischen Spezialitäten.

»Was ist das für eine traurige Musik, die Sachmann da immer hört?«, fragte ich sie, während ich ihr half.

»Ja, sie ist traurig«, sagte sie leise. »Er hört das in letzter Zeit oft. Ein Pole. Górecki. Die dritte Sinfonie.«

»Und wer soll das hier alles essen?«, fragte Janek dazwischen.

»Meist hört er nur nur den zweiten Satz«, sagte Aydan.

»Wir wollten doch die Talkshow mit Kniep ansehen«, maulte Janek.

Ohne ihre Tätigkeit zu unterbrechen, antwortete Aydan: »Vera und der Professor kommen auch noch, Janek.«

»Vermehren ist in der Stadt?«, fragte Janek erstaunt. »Cool. Und deswegen so ein Festessen?«

»Echt, Janek«, erwiderte Aydan, »du bekommst auch wirklich nichts mit. Der Professor hat doch heute Geburtstag.«

Janek nickte unbeeindruckt vor sich hin. Doch auch ich hatte den Geburtstag vergessen und verabschiedete mich kurz, um in meiner Wohnung nach einem Geschenk zu suchen. Als ich die Küche verlassen wollte, stand Vera plötzlich in der Tür. Ihr dunkles, lockiges Haar fiel auf einen gleichfarbigen Pullover.

Kleine rötliche Ohrringe glitzerten darin. Das Rot war identisch mit dem ihrer Lippen. Sie sah aus wie auf einem barocken Ölgemälde.

»Willkommen in der Zentrale«, rief Janek ihr zu. Aber ich verhielt mich, als wäre ich ertappt worden, wie immer, wenn ich Vera unvermutet traf. Sie sah umwerfend aus. Ich küsste ihre Wangen, nahm den vertrauten Duft exotischer, geheimnisvoller Blumen wahr und drückte mich an ihr vorbei.

»Ist das eine Flucht?«, rief sie mir nach.

